

Etwas vom Schnürten und von den Schnürlistuben

Autor(en): **Amsler, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **47 (1937)**

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-901032>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

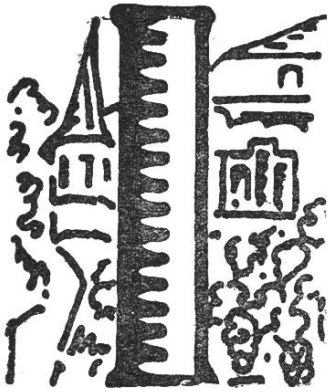
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Etwas vom Schnürlen und von den Schnürlistuben.



In den Kanton Aargau kam vermutlich die Strohindustrie durch wandernde Hausierer aus dem Schwarzwald und wurde zunächst im Freiamt heimisch. Der erste obrigkeitliche Erlaß¹⁾ der Behörden wegen der Strohflechtereie datiert vom 17. Mai 1743 und richtet sich gegen schlechtes Maß. Ein Erlaß vom 10. Mai 1744 aus Bremgarten bestimmt, daß alle die, welche Halme zu Strohgeflechtem schneiden, sich beim Amtmann des Klosters anzumelden und anzugeben haben, was sie geschnitten haben. Anlaß gab der Umstand, daß die zu den Strohgeflechtem verwendeten Halme schon vor der Reise geschnitten werden mußten, wodurch die Klöster, welche in Wohlen den Zehnten bezogen, beeinträchtigt wurden. Für das zu früh geschnittene Stroh mußte dann der Zehnten nach Schätzung nachgeliefert werden.

In Brugg¹⁾ selber faßte die Strohindustrie erst im Jahre 1840 festen Fuß (S. Debrunner, 1813—1866). Bis zu jenem Jahr bestand links der Aare und auch am Rhein keinerlei Strohindustrie. Auch die Strohflechtereie konnte sich von Brugg aus in diesen Gegenden nicht dauernd einbürgern. Dagegen wurde das ums Jahr 1842 erfundene Schnürlen in den 50er Jahren in vielen Gemeinden des Bezirks Brugg und insbesondere in den drei Dörfern der Kirchgemeinde unter dem Berg (Bözen) heimisch. Und diese heimelige Hausindustrie, die seinerzeit eine ganze Umwälzung in der Strohbranche herbeigeführt hatte, trug in der Folge manche Jahre dazu bei, daß sich die Bevölkerung leichter über Zeiten, da die Reben versagten, hinwegsetzen konnte. Glücklicherweise trafen wiederholt Jahre der Hochkonjunktur in der Strohindustrie (anfangs der 50er, 80er und 90er Jahre) mit schlechten Weinjahren zusammen.

¹⁾ Siehe Dr. Hans Lehmann: Die Aarg. Strohindustrien.

Folgten dann gute Zeiten des Weinbaues, während die Strohindustrie Krisen durchmachte, so stellte man einfach die Räder nebst Zubehör auf den Estrich.

Seit beinahe 10 Jahren hat nun das Schnürlen aber ganz aufgehört und dürfte kaum wieder zur Blüte gelangen. Es erscheint deshalb am Platze, seine Technik, die im oben erwähnten (siehe Fußnote) Werk nicht beschrieben ist, in Wort und Bild festzuhalten und der Nachwelt auch einiges zu sagen über die Schnürlistuben, welche zeitweise anstelle der früheren Spinnstuben traten, zumal die Rädli allmählich vom Wurm zerfressen werden und verschwinden.

Als Rohmaterial für das Schnürlen dient, wie für die Strohgeflechte, das Flecht- und Sesselstroh. Hierzu wird der Roggenhalm verwendet, der aber geschnitten werden muß, solange er noch geschmeidig und weich ist, d. h. unmittelbar nach der Blütezeit. Später wird der Halm holzig. Letzterer muß zudem gerade sein; ein vom Wind geknickter Halm ist ungeeignet.

Die Halme werden büschelweise mit der einen Hand gefaßt, darauf mit der andern vermittelt der Sichel geschnitten und flach über die ganze Ackerbreite in Bandform sorgfältig ausgebreitet. Bei sonnigem Wetter sind sie in 2—3 Tagen soweit trocken und gebleicht, daß sie in Garben (Schaub) gebunden und in die luftige Scheune oder einen Schopf verbracht werden können. Bei Regenwetter dauert der Bleichprozeß länger und es tritt unter Umständen auch eine bedeutende Entwertung der Ware ein, da das Stroh fleckig bzw. schwärzlich wird.

Wenn der Halm ausgetrocknet ist, erfolgt das Entknoten, das „Halmenausshauen“, wie diese Arbeit genannt wird. Der Halmenauschneider nimmt einen Schaub neben sich und schneidet mit einem scharfen Messer Halm für Halm ab. Dies geschieht dadurch, daß die Knoten mit der angewachsenen Blattscheide entfernt werden. Der Halm zerfällt dabei in der Regel in einen kurzen untern, einen zweiten, bedeutend längern, einen dritten, sich nach oben etwas verjüngenden und in den obersten, die Fruchtähre tragenden Teil, den sog. Spiz. Die kurzen untern Röhrchen finden Verwendung als Trinkröhrchen. Das

zweite Röhrchen ist der wertvollste Teil des Halms und wird als Flecht- und Schnürli stroh verwendet, während der dritte Teil (das dritte Röhrchen) und der Spiz als Sesselstroh Verwendung finden. Auch die zweiten Röhrchen (Flecht Röhrchen) fallen verschieden lang aus und müssen noch sortiert werden. Hierzu wird das sog. Sieb verwendet, d. i. ein rechteckiger Holzkasten mit einem eingeschobenen, mehr oder weniger engmaschigen Netz aus Eisendrähten. Nach der Sortierung wird das Stroh (d. h. die Flecht Röhrchen) gebündelt und per Sack oder auch pfundweise verkauft. Herrschte Hochkonjunktur in der Strohindustrie, so verwendete man auch ausgereiftes Stroh. Die Fabrikanten kauften aber diese Ware, weil brüchig, nicht gerne.

Wollte man aus diesen Strohröhrchen Schnürli erstellen, so spaltete eine hierin erfahrene Person (meist der Vater oder die Mutter) dieselben. Hierzu verwendete man ein „Ries“ Spalter (Dreier-, Vierer-, Fünfer- bis Zwölfer spalter). Diese wurden aus einem beinahe zylindrischen Beinstück von zirka 6 Zentimeter Länge und 1 Zentimeter Durchmesser angefertigt.

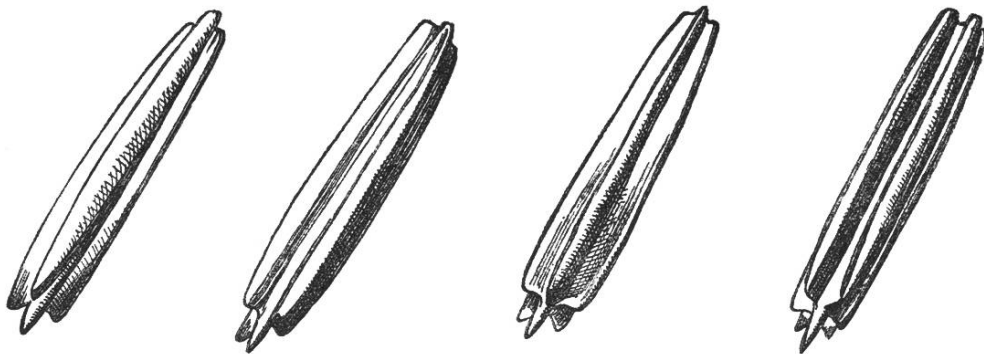


Abb. 1. — Spalter, aus Knochen, zum Spalten der Strohröhrchen, ca. 6 cm lang, 1 cm breit.

Um eine scharfe Spitze sind, 2—3 Millimeter zurückstehend, sternförmig 3—12 Einkerbungen angeordnet, welche gegen die Spitze hin messerartig geschärft sind.

Beim Spalten wurde die Spitze des Spalters (je nach dem Umfang des Röhrchens wurde eine niedrigere oder höhere Nummer gewählt) in die Mitte des Röhrchens eingeführt und

dieses in gleichmäßige schmale Streifen zerlegt. Der Spaltende mußte gut aufpassen, damit die Spitze des Spalters das Röhrchen nicht seitwärts durchstieß, sondern stets in der Mitte blieb.

War genügend gespaltenes Stroh vorhanden, so wurde dasselbe im Wasser genezt und dann mittelst der „Rybi“ glimpfig gemacht. Diese Reibe, eine Art Mangle, besteht aus einem Holzrahmen, an dem zwei auf einander liegende Walzen aus Holz befestigt sind. Die untere Walze wird durch eine hölzerne Handkurbel (Triebel) in Bewegung gesetzt (gedreht). Die obere Walze läuft in einer Führung und ihr Aufliegen auf der

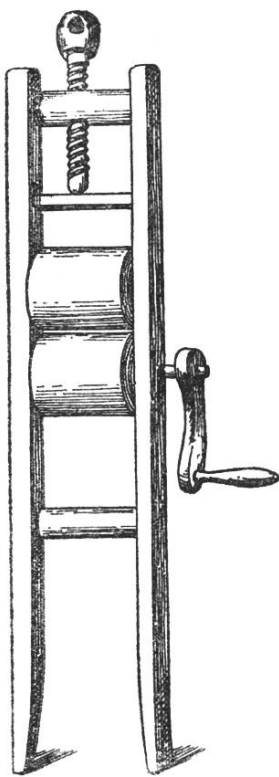


Abb. 2. — Rybi, zum Reiben und „Glimpfigmachen“ des gespaltenen Strohs

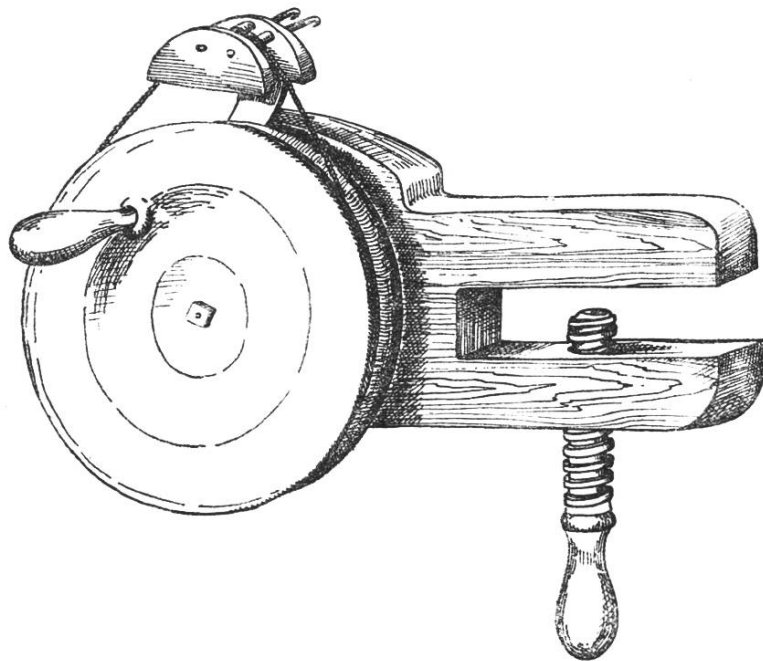


Abb. 3. — Schnürlirad; Raddurchmesser ca. 30 cm.

unteren Walze kann durch eine Art Spindel (siehe Abbildung 2, oben in der Mitte) und den mit letzterer in Verbindung stehenden, beweglichen Querbalken reguliert werden.

Das Reiben des Strohes war eine wichtige Sache und erforderte ziemliche Erfahrung. Wurde es zu wenig lang gerie-

ben, so machte es beim Schnürten die Finger rasch wund. Ließ man das Stroh aber zu lange, so kam es vor, daß die Streifen zerfielen.

Nach dem Reiben war das Stroh zum Schnürten fertig und wurde vom Schnürer in feuchtem Zustande vor sich auf den Tisch gelegt und mit einem Stein, einem Stück Eisen und dergleichen belastet (vergl. Tafel I, Abbildung 4, wo auch die Strohröhrchen, Spalter, das gespaltene Stroh, Schnürlrad, der Knecht und die Kybi abgebildet sind, d. h. die Ecke einer Schnürlistube). Die Belastung hatte den Zweck, zu verhindern, daß sich beim Ausziehen der Strohstreifen mehr aus dem Büschel löslösten, als man bedurfte (in der Regel zwei Stück).

Um Schnürli aus diesen Strohstreifen machen zu können, brauchte man das Schnürlrad (kurz Rädli geheißen) und den Knecht (Halter). (Vergl. Abbildungen 3 und 4.)

Das Schnürlrad besteht aus einem Träger (Support) aus Hartholz, der zum Befestigen an einem Tisch mittelst Holzschraube eingerichtet ist. An diesem Träger sind ein hölzernes Handrad von zirka 30 Zentimeter Durchmesser (mit Holzgriff) und der sog. Kopf (Aufsatz) befestigt. Letzterer ist verstellbar und repräsentiert sich als die Hälfte einer Holzrolle, die einen Ausschnitt aufweist, in welchem zwei kleine hölzerne Rollen (Wirteli) angebracht sind. Diese haben eine Länge von 2 und einen Durchmesser von 1,2 Zentimeter und umschließen je eine Spindel aus Eisendraht.

Durch eine über das Handrad und die zwei Wirteli laufende Darmsaite oder Schnur können bei Umdrehung des Handrades die zwei Spindeln in rasche Bewegung gesetzt werden.

Der Knecht (Halter) besteht ebenfalls aus einem hart-hölzernen Träger (Support), der mittelst einer Holzschraube an einem Tisch befestigt werden kann. An ihm ist ein senkrecht stehender hölzerner Zapfen von 12 Zentimeter Höhe eingesteckt, der am obern Ende durchbohrt ist. In dieser Oeffnung läuft eine Schnur, die an einem Ende ein kleines Gewicht (1 Stück Eisen, Blei, Stein und dergl.) trägt, während am andern

Ende ein Spannhaken aus dünnem Eisendraht befestigt ist (vergl. Abbildung 4, rechts am Tische angeschraubt).

Waren das Rad (rechter Hand vom Schnürler) und der Knecht (linker Hand) am Tisch befestigt, d. h. angeschraubt (siehe Abbildung 4), so konnte sofort mit dem Schnürlen begonnen werden. Zu diesem Zwecke befestigte man an jeder Spindel des Rades (Abbildung 3, oben) einen Strohstreifen, faßte mit der linken Hand letztere so, daß sie im gleichen Abstand, wie am Rad, auf den Zeigefinger zu liegen kamen, in welcher Lage sie vom Daumen festgehalten wurden. Dann drehte man die Streifen, unter rascher Bewegung des Handrades bezw. der Wirteli (Spindeln), bis an die äußersten Spitzen rund und befestigte sie hierauf am Spannhaken des Knechtes. Alsdann wurde der Zeigefinger der linken Hand zwischen die zwei Strohdrahte gehalten und ersterer, unter steter Bewegung des Rades bezw. der Spindeln, vorwärts (Richtung Rad) bewegt. So entstand das Schnürli. Dieses wurde dann von den zwei Spindeln losgelöst und, nur an einer derselben befestigt, nach rückwärts gedreht. Nun war es gebrauchsfertig, wurde endgültig vom Rad weggenommen und quer über den Büschel Strohstreifen gelegt (vergl. Abbildung 4). Ungeübte Schnürler erzeugten etwa auch unbrauchbare Schnürli, sog. Struchrai. Diese entstanden insbesondere, wenn ein Strohstreifen mangelhaft war und sich nicht rund drehen ließ (siehe die zwei einzelnen Stücke in Abbildung 4).

War eine größere Anzahl Schnürli erstellt, so wurden aus je 100 Stück kleine Bunde gemacht. Schließlich wurden je 10 solche Bunde zu einem größern Bund (1000 Stück) vereinigt und die Schnürli in dieser Aufnahme an die Händler verkauft.

Preise von Fr. 5.— per Tausend, wie sie kurz nach Erfindung des Schnürlirades bezahlt wurden, erhielten die Schnürler im Bezirk Brugg allerdings nicht. Aber in guten Geschäftsjahren (1880—1883) wurden doch öfter bis zu Fr. 1.50 per Tausend bezahlt (Mitte der 20er Jahre dieses Jahrhunderts bis Fr. 2.— per Tausend). Ein ganz geübter Schnürler brachte es in der Stunde auf 200—250 Stück. Ausnahmsweise konn-

ten solche, die ohne Knecht zu arbeiten verstanden, sogar 250 bis 300 Stück per Stunde anfertigen. Für einigermaßen geübte Kinder rechnete man 100—150 in der Stunde.

Der erwähnte Preis von Fr. 1.50 per 1000 Stück war aber nicht der Nettoverdienst des Schnürlers; denn es ging hiervon der Ankauf des Strohes ab, das in Zeiten der Hochkonjunktur natürlich auch teurer bezahlt werden mußte und zwar bis zu 80 Rappen das Pfund, aus dem 3000—3500 Schnürli erstellt werden konnten. Ferner war die Person in Betracht zu ziehen, welche das Spalten und Reiben besorgte. Immerhin konnte ein geübter Schnürler, allerdings bei mehr als acht Arbeitsstunden, wie sie heute üblich sind, im Tag Fr. 1.— bis Fr. 1.50 verdienen und das war in jener Zeit viel Geld. Meist galten aber die Schnürli nur 60—80 Rappen per Tausend. Ja es wurden sogar noch solche für den Betrag von 20 Rappen erstellt. Dies geschah indessen nur ausnahmsweise, entweder von ganz armen Personen oder etwa von alleinstehenden Frauen, denen das Schnürlen über die langen Winterabende hinweghalf.

Ein großes Anlagekapital war glücklicherweise für diese Hausindustrie nicht notwendig. Eine Schnürleinrichtung (Rad, Knecht, Spalter und Rybi) kam in den 80er Jahren bloß auf Fr. 20.— bis Fr. 25.— zu stehen. Wollte in einer Familie mehr als eine Person schnürten, so mußte lediglich ein weiteres Rad mit Knecht angeschafft werden, was etwa Fr. 5.— kostete.

Auch besonderer Lokale bedurfte es nicht. Die Räder konnten an jedem Bauertisch angebracht werden und zwar an jeder Stirnseite je ein Stück und an den Längsseiten meistens deren zwei, sodaß in der Regel sechs Personen an einem Tisch schnürten konnten. Brauchte man letztern zu einem andern Zweck, zum Beispiel zum Essen, so wurden die Rädli abgeschraubt und in irgend eine Ecke gestellt.

Geschnürlet wurde zudem nur in Zeiten, wo dies die landwirtschaftlichen Betriebe erlaubten, d. h. in der Regel nur im Winter und auch da von den erwachsenen Personen meist nur nachts. Nur in Zeiten der Hochkonjunktur wurde allgemein auch am Tage während des Winters geschnürlet. Bei einiger-

maßen ordentlich situierten Familien schnürleten nur die Kinder in ihrer schulfreien Zeit. Im allgemeinen war diese Arbeit bei ihnen sehr beliebt, waren sie doch von Jugend auf ans Arbeiten gewöhnt und zwar meist an viel schwerere, wie Hacken, Grund und Mist in den „Hotten“ tragen und dergleichen, so daß namentlich den Buben das Schnürlen eher als ein Spiel vorkam. Häufig kam man auch bei einem Schulkameraden, ein halbes Duzend hoch, zusammen und schnürlete gemeinschaftlich. Dabei ging es dann oft recht lebhaft und fröhlich her, und viele werden diese Nachmittage noch in guter Erinnerung haben. Bald wurde gewettet, wer am raschesten 50 oder 100 Stück gemacht hatte. Statt Geld setzte man Knöpfe oder Märbel. Dann wieder wurde gesungen oder man hielt Rat, was am Sonntagnachmittag, nach der Kinderlehre, geleistet werden sollte. In diesen Schnürlistuben wurden auch die Pläne ausgeheckt zur Befreiung der „Oesterreicher“, wie von uns Buben noch in den 80er Jahren die Hornusser Knaben genannt wurden. Fast alljährlich, wenn in der Schule die Schlachten am Morgarten, bei Sempach und Näfels und die Mordnacht zu Brugg behandelt wurden, kam es zu kriegerischen Auszügen. Mit Rebstecken, Latten und dergleichen bewaffnet, marschierten wir Hornussen zu und stellten uns an einem Abhang auf. In gleicher Weise rückte dann auch die Zukunft von Hornussen an. Meist kam es aber nicht zum Treffen. Sieger blieb in der Regel, ohne jeden Schwertstreich, die Uebermacht. Dafür war unter uns immer noch die Rede von einer regelrechten Schlacht, welche die Böver Jugend Mitte der 70er Jahre (wohl eine Folge des deutsch-französischen Krieges) siegreich gegen die Hornusser bestanden hatte und wobei es beiderseits Verletzte gab, so daß die Schulpflegen energisch einschreiten mußten. Wir Buben haben noch Jahre nachher mit Bewunderung an den damaligen „Führer“ der Böver Knaben emporgesehen, der sich auch anläßlich der Einvernahme durch die Schulpflege unseres Erachtens heldenhaft benommen hatte und sogar auf die Frage des Schulpräsidenten: „Wer gab das Blei?“ mit einem Reim (Jakob Pfister aus der Mei) zu antworten gewußt hatte.

Aber auch alle Vorkommnisse im Dorfe wurden in den Schnürlistuben der Kritik unterstellt und gewürdigt. Stoff boten alljährlich die Treibjagden auf die Wildschweine, welche die Kartoffeln in den Reutenen fraßen. Es war damals noch Usus, daß Waldparzellen, wenn deren Bestand abgeholzt war, an die Bürger abgegeben wurden, die sie, nachdem die Stöcke ausge-reutet waren, einige Jahre bepflanzen konnten, worauf man wieder junge Waldpflänzlinge (Tannen, Erlen, Buchen usw.) setzte, was im Gemeindewerk geschah. An einer solchen Treib-jagd wurden in meiner frühesten Jugendzeit (Ende der 70er Jahre) einmal sieben Wildschweine erlegt.

Das beliebteste Thema war aber der Jahrmarkt, der all-jährlich zweimal in Bößen (im Frühjahr und Herbst) stattfand, der Bößer Märt. Welch magisches Wort war das für uns Bu-ben. Ja, jetzt noch, nach beinahe 60 Jahren, hat es für mich einen hellen, märchenhaften Glanz. Und dabei wies dieser Jahrmarkt keinen Vergnügungspark auf mit all den Feinessen, wie sie jetzt auf den Messen zu treffen sind. Nicht einmal ein Karussell (Köflirytí) war vorhanden. Hierzu mußte man schon an den Fricker Jahrmarkt gehen, was aber für uns Buben nicht in Frage kam.

Schon am Vortag, beim Aufstellen der Stände, waren wir mit allem Eifer dabei und halfen mit, soweit unsere Kräfte reichten. Nebenbei hielten wir Rat, was wir wohl kaufen wollten und zeigten einander neuerdings die gesparten Bagen. Besaß einer, was aber selten vorkam, einen ganzen Franken, so wurde er allseitig als Krösus bestaunt. Aber auch die we-niger Reichen glaubten, sie könnten mit ihren Schätzen den halben Markt kaufen.

Endlich, endlich brach der Tag des „Märtés“ an. Leider war am Vormittag noch Schule, weshalb allgemein die Klei-nen, welche dieses Uebel noch nicht kannten, beneidet wurden. Dafür wurde dann die Schulpause reichlich ausgenützt, um einen Vorgeschnack zu holen, und die Lehrer dehnten sie in der Regel auch gehörig aus.

Mittags (der Morgen wurde von den Messelenten zum

Auspacken benützt) feierte die ganze Bevölkerung, und auch die Einwohner von Effingen und Elfingen erschienen auf dem Markte, konnte man doch damals noch alles kaufen, wessen eine Haushaltung das Jahr hindurch bedurfte. Auch unsere Strohhüte und im Herbst die Kappen wurden hier eingehandelt. Die Eltern ließen uns nach diesem Einkauf volle Freiheit, trafen sie doch fortwährend Kameraden und Kameradinnen aus der Schul- und Konfirmandenzeit, mit denen viel zu besprechen war.

Unser erstes Ziel waren natürlich die Stände mit Zuckerstengeln und Lebkuchen. Bevor wir aber für 5 Rappen einkauften, wurde eifrig beraten und erwogen, welcher Stand die besten verkaufte und wo es sogar zwei Stück für diesen Betrag gab. Dann bestaunten wir die Ausrufer, eine Art billiger Jakob; insbesondere aber fesselten uns die Stände der „Granitzler“, wo Messerschmiedwaren aller Art waren. Reichte es nicht zu einem Taschenmesser, dem Stolz und der Sehnsucht eines jeden von uns, so wurde doch wenigstens für 10 Rappen ein „Hegel“ erstanden. Beneidenswerte Zeit, da die Eltern, der Götteri und die Gotte den Kindern mit 10—20 Rappen noch solches Glück verschaffen konnten.

Reichlichen Stoff zur Unterhaltung boten ferner die periodischen Eieraufläset (Eierläset). Stand ein solcher bevor, so galt es, möglichst bald die Rollenverteilung zu erfahren, welche von den Mitwirkenden streng geheim gehalten werden sollte. Diejenigen, welche ältere Brüder besaßen, wurden beauftragt, diese auszuhorchen, um doch wenigstens zu erfahren, wem die wichtigen Rollen des Pfarrers, Läufers und Eieraufläfers zugeteilt waren. Nach dem Eierläset aber war noch lange davon die Rede, und die Mitwirkenden wurden einläßlich von uns kritisiert. Selten waren wir voll befriedigt und nahmen uns deshalb vor, die Sache einst noch besser zu machen.

Auch das Trotten (Auspressen der Weintrauben) spielte gewichtig mit bei unseren Unterhaltungen in den Schnürli-stuben, war es doch damals nicht eine so prosaische Sache wie heute; denn man besaß noch die Baumtrotten, wo mittelst gewaltiger Eichenstämme die Trauben gepreßt wurden. Erst der

galt bei uns für voll, welcher nicht nur beim Aufziehen, sondern auch beim Herunterlassen des Baumes aktiv mitwirken durfte, während die kleinen lediglich „auffaßen“, was für sie ein Ersatz der Kößliryti war. Jeder von uns wußte selbstverständlich auch, wie viel Wein jede Haushaltung geerntet und wer am meisten per Saum gelöst hatte.

Wie die Jugend am Tage, so versammelten sich die Erwachsenen nachts in den Schnürlistuben. Hatten im strengen Winter von 1879/80 noch überall Spinnstuben bestanden, welche trotz der Hochkonjunktur in der Strohindustrie während der 50er Jahre nie ganz eingegangen waren, so wurden sie in den folgenden Jahren nun vollständig und endgültig von den Schnürlistuben verdrängt. Ueber die Spinnstuben ist so viel geschrieben worden, daß sich jedermann selber das Leben und Treiben auch in den Schnürlistuben ausmalen kann. Geschrieben wurde meines Wissens hierüber nichts. Es war vielmehr Sache des „Eierläsetpfarrers“, alle diese Vorkommnisse in Erfahrung zu bringen und in seiner Predigt zu würdigen. Und auch wir wollen es damit bewenden lassen.

Adolf Amster.



R h y t h m u s ist Arbeit,
Kreislauf des Blutes —
Wecket in uns
Kraft frohen Mutes!

R h y t h m u s ist Freude
Stille Musik, —
Wellengleich wandelndes
Menschengeschick!

R h y t h m u s ist Glück,
Beweglicher Klang,
Entströmt den Lippen
Als froher Gesang! E. B.